

(Nachdruck verboten.)

101

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

„Nun?“ fragte der Kleinrusse.

„Andrej, Du mußt Dir klar machen, was Du willst . . .“ begann Pawel langsam. „Nehmen wir an, auch sie hat Dich lieb . . . Ich glaube es nicht, aber nehmen wir es einmal an. Und Ihr heiratet auch. Wird eine interessante Ehe: eine intelligente Dame und ein Arbeiter. Es werden Kinder geboren . . . Du mußt allein arbeiten . . . und zwar viel. Euer Leben wird ein ganz gewöhnliches Ringen um ein Stück Brot; für die Kinder, für die Wohnung . . . für die Sache seid Ihr verloren. Alle beide.“

Es wurde still, dann sagte Pawel etwas weicher:

„Gib das alles lieber auf, Andrej . . . und schweig, laß' sie in Ruh' . . . Das ist ehrenhafter.“

„Weißt Du auch wohl, was Nikolai Swanowitsch damals sagte: Der Mensch müsse sich unbedingt ausleben . . . mit allen Geistes- und Körperkräften . . . Erinnerst Du Dich?“

„Das paßt nicht für uns!“ sagte Pawel. „Wie willst Du in diesen Dingen Vollständigkeit erreichen? Die gibt es für Dich nicht. Liebst Du die Zukunft — so mußt Du in der Gegenwart alles verleugnen . . . alles, Bruder!“

„Das ist schwer!“ sagte der Kleinrusse leise.

„Wie willst Du es sonst einrichten — denk' einmal nach.“

Es herrschte Stille. Der Uhrpendel tickte gleichgültig und schnitt gleichsam die Lebenssekunden ab.

Der Kleinrusse sagte:

„Das halbe Herz liebt, die andere Hälfte haßt; ist denn das überhaupt ein Herz?“

„Ich frage Dich: Wie kann es anders sein?“

Die Seiten des Buches raschelten, Pawel mußte wieder lesen. Die Mutter lag mit geschlossenen Augen da und rührte sich nicht. Der Kleinrusse tat ihr bitterlich leid, aber noch mehr ihr Sohn. Sie dachte über ihn nach.

„Du mein Liebling . . . mein verlorener . . .“

Plötzlich fragte der Kleinrusse:

„Also — schweigen?“

„Das ist ehrenhafter, Andrej.“ sagte Pawel leise.

„Den Weg wollen wir gehen!“ sagte der Kleinrusse. Und nach einigen Sekunden fuhr er traurig und leise fort:

„Es wird Dir schwer werden, Pawel, wenn Du selbst so weit bist . . .“

„Es ist mir schon schwer . . .“

„Wirklich?“

An der Hauswand schnurrte der Wind. Der Uhrpendel zählte genau die entfliehende Zeit.

„Ja, über so etwas scherzt man nicht!“ sagte der Kleinrusse langsam.

Die Mutter barg das Gesicht in das Kissen und weinte lautlos.

Am nächsten Morgen erschien Andrej der Mutter kleiner und in seinem ganzen Wesen gewissermaßen noch lieber. Ihr Sohn aber war wie stets hager, gerade und schweigsam. Früher hatte die Mutter den Kleinrussen Andrej Dnissimowitsch genannt, jetzt sagte sie gleichsam unwillkürlich, ohne es selbst zu bemerken, zu ihm:

„Andrjuscha, Sie sollten sich Ihre Stiefel flüden lassen . . . so erkälten Sie sich noch!“

„Am nächsten Jahrtag kaufe ich mir neue,“ erwiderte er lachend, legte plötzlich seine lange Hand auf ihre Schulter und fragte:

„Vielleicht seid Ihr doch meine richtige Mutter? Ihr wollt das nur nicht vor den Leuten eingestehen, da ich nicht gerade hübsch bin, he?“

Sie schlug ihm schweigend leicht auf die Hand. Sie wollte ihm viele freundliche Worte sagen, aber ihr Herz war traurig und die Worte wollten ihr nicht über die Zunge.

IX.

. . . In der Vorstadt wurde von Sozialisten gesprochen, die überall Flugblätter mit blauer Tinte hingeworfen. In

diesen Blättern wurde heißend und treffend über die Fabrikordnung, über Arbeiter, Streiks in Petersburg und im südlichen Rußland geschrieben und die Arbeiter zum Kampf für ihre Interessen aufgefordert.

Die älteren Leute, die einen schönen Verdienst in der Fabrik hatten, schimpften beim Lesen:

„Seger! Dafür müßte man sie über die Schnauze hau'n!“

Und trugen die Blätter ins Kontor. Die Jugend las den Ausruf mit Vergnügen und meinte erregt:

„Das ist wahr!“

Die durch Arbeit ausgemergelte und gegen alles aleichgültige Mehrheit aber meinte trübe:

„Es kommt ja nichts dabei heraus . . .“

Aber die Blätter regten die Leute doch auf, und wenn einmal eine Woche lang keine kamen, sprach man schon miteinander:

„Heute sind wieder keine da. Man hat es offenbar aufgegeben . . .“

Am Montag erschienen die Blätter wiederum, und abermals herrschte dumpfe Erregung unter den Arbeitern.

In der Gastwirtschaft und in der Fabrik bemerkte man neue Gestalten, die niemand kannte. Sie fragten nach allem, beguckten alles, schnüffelten überall herum und fielen sofort auf — entweder durch ihre argwöhnische Vorsicht, oder — durch übermäßige Aufdringlichkeit.

Die Mutter wußte, daß dieser ganze Lärm durch die Tätigkeit ihres Sohnes verursacht war. Sie sah, wie die Menschen sich um ihn zusammenscharten. Er war nicht allein, und darum war es nicht so gefährlich. Die Furcht um Pawel verschmolz mit Stolz: war es doch seine geheime Arbeit, die sich als frischer Zufluß in den trüben Lebensstrom ergoß . . .

Eines Abends klopfte Marja Kossunowa von der Straße aus ans Fenster, und als die Mutter öffnete, sagte sie laut flüsternd:

„Nun paß auf, Pelagea, jetzt haben die lieben Burschen verspielt! Heute nacht ist bei Euch Haussuchung und bei Masin und bei Bjeffowschtschitow . . .“

Die Mutter hörte nur den Anfang der Rede, weiterhin floß alles in ein unheilvolles, heiseres Kreischen zusammen:

„Und bei . . . und bei . . . und bei . . .“

Die dicken Lippen Marjas klatschten geschwind aufeinander, ihre fleischige Nase schnob, die Augen blinzelten und schielten von einer Seite zur anderen, lauerten auf etwas auf der Straße.

„Ich weiß von gar nichts, und hab' Dir nichts gesagt und hab' Dich heute nicht einmal gesehen, verstanden?“

Sie verschwand.

Die Mutter schloß das Fenster und sank langsam kraftlos auf den Stuhl. Ihr Kopf wurde plötzlich leer. Aber das Bewußtsein der Gefahr, die ihrem Sohne drohte, brachte sie schnell wieder auf die Beine; sie kleidete sich geschwind an, wickelte, sie wußte selbst nicht warum, einen Schal um den Kopf und lief zu Fedor Masin, der, wie sie wußte, krank war und nicht arbeitete. Als sie zu ihm kam, saß er vor dem Fenster, las und schaukelte mit der linken Hand die rechte, an der der Daumen ausgespreizt war, hin und her. Als er die Neuigkeit hörte, sprang er schnell auf; sein Gesicht war blaß.

„Da hast Du die Riste . . . und dabei eiert mir der Daumen!“ brummte er.

„Was soll ich denn nun tun?“ fragte Frau Blawow und wischte mit zitternder Hand den Schweiß vom Gesicht.

„Wartet nur ab . . . habt keine Angst!“ erwiderte Fedor, mit der gesunden Hand durch seine Loden fahrend.

„Ihr habt ja selber Angst!“ rief sie.

„Ich?“ Seine Wangen flammten auf und er sagte mit verlegenem Lächeln: „Ja—a . . . Das kann stimmen, zum Teufel! . . . Wir müssen Pawel Bescheid sagen . . . Ich schide sofort meine kleine Schwester hin . . . Geht Ihr nur zu . . . Hat nichts zu sagen! Sie werden uns doch nicht prügeln?“

Nach Hause zurückgekehrt, sammelte die Mutter alle Bücher in einen Haufen, preßte sie gegen die Brust und ging lange im Hause hin und her guckte in den Ofen, unter ihn,

in das Abzugsrohr des Samowars und sogar in das Wasserfaß. Ihr war so, als wenn Pawel sofort die Arbeit niederlegen und nach Hause kommen würde; aber er kam nicht. Endlich setzte sie sich müde in der Küche auf die Bank, legte die Bücher unter sich und blieb ängstlich so lange sitzen, bis Pawel und der Kleinrusse aus der Fabrik kamen.

„Wißt Ihr es schon?“ rief sie, ohne aufzustehen.
„Wir wissen Bescheid!“ sagte Pawel ruhig lächelnd.
„Gast Du Angst?“

„Ja, ich hab' solche Angst, solche Angst.“
„Rüht Euch nicht ängstigen!“ jagte der Kleinrusse. „Das hat keinen Zweck.“

„Gast nicht einmal den Samowar aufgefeskt!“ bemerkte Pawel.

Die Mutter stand auf, deutete auf die Bücher und meinte schuldbewußt:

„Ich hab' mich ja immer damit herumgeschleppt . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Pflanzen als Insektenvertilger.

Von Eduard Opperl.

Vor hundertfünfzig Jahren machte der amerikanische Naturforscher John Ellis eine wichtige botanische Entdeckung. Er beobachtete eine Pflanze, deren Blätter sozusagen nach Insekten schnappten, die kleinen Tierchen festhielten, mit Schleim umzogen, töteten und erst nach einer geraumen Zeit wieder freiließen. Was übrig geblieben, war aber nur das Skelett des Insekts, ein paar Klauen, die Flügel, ein wenig harte Chitinmasse. Diese Entdeckung machte solchen Eindruck auf den Forscher, daß er (am 23. September 1769) in einem langen Schreiben an Linné darüber berichtete. Zahlreiche Botaniker beschäftigten sich nun mit der Erforschung dieser Pflanze und suchten nach ähnlichen Gewächsen. Heute kennen wir rund 500 Arten, die Insekten festhalten und aussaugen. Durch Darwins 1875 erschienene und in alle modernen Sprachen übersehene Schrift „Insectivorous plants“ (insektenfressende Pflanzen) wurde das Interesse an den seltsamen Vertreter der Flora neu geweckt, aber auch heute noch ist das Verständnis und die wahre Kenntnis der insektenfressenden Pflanzen keineswegs allgemein, sondern beschränkt sich auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Fachgelehrten.

Die Insektivoren oder Karniboren, die Insekten- und Fleischfresser, wie man die Pflanzen nennt, sind in der raffiniertesten Weise dazu ausgerüstet, ihre Opfer zu fangen, festzuhalten und auszusaugen. Moderne Forscher vergleichen sie gar mit „Mördern, die auf ihre Opfer lauern“. Und in der Tat, einige brauchen die kleinen Tiere: Fliegen, Käfer, Falter, Ameisen, Raupen, Asseln, Bibellen, Amoeben, Värtierchen usw. nur durch irgend eine Berührung wahrzunehmen, sie strecken sie Fangarme aus, ihre Opfer zu packen und zu erwürgen, oder sie ertränken sie in geheimen Mördergruben oder verleben den wehlosen Tieren die Atmungsorgane und ersticken sie.

Sehr hübsch hat Kerner diese Pflanzen mit Rücksicht auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Einrichtungen und Apparate zum Fange der Tiere in drei größere Abteilungen gruppiert. Die erste umschließt die Pflanzen, an denen Hohlräume ausgebildet sind, in die kleine Tiere zwar hineingelangen, aus denen sie aber nicht wieder herauskönnen. Die zweite vereinigt die Karniboren, die infolge der Berührung durch das Insekt bestimmte Bewegungen ausführen, um das Opfer mit möglichst viel Verdauungssaft zu überkleiden. Die Formen der dritten Abteilung endlich haben in Leimspindeln umgewandelte Blätter, an denen die Tiere kleben bleiben und verdaut werden.

Am interessantesten sind jedenfalls die Vertreter der zweiten Gruppe. Denn nichts kommt uns seltsamer vor, als Pflanzen, die Bewegungen ausführen. Wer denkt da nicht an die empfindliche Sumpfpflanze, die Mimosa pudica, deren Fiederblättchen bei der leisesten Berührung wie erschreckt zusammenklappen, oder an den indischen Wunderstrauch Desmodium, dessen Nebenblättchen rastlos sich im Kreise drehen, als wollten sie der Pflanze am heißen Ufer des Ganges Kühlung zufächeln. Hier steht die moderne Forschung noch vor Rätseln. Und sie gesteht das selbst ein. Aber bei der mit Bewegungsfähigkeit ausgestatteten Karniborengruppe ist wenigstens der Zweck der Bewegungen bekannt und klar. Einige dieser Karniboren seien hier näher besprochen.

Mit am bekanntesten ist der Sonnentau (*Drosera rotundifolia*), der auf Sumpfboden in Gesellschaft von Torfpflanzen, Moosen, Niedgräsern und nicht selten Fettfräutarten, die gleichfalls Karniboren sind, üppig gedeiht. „Er wächst in den Mooren um Hamburg und Hannover, in den Sümpfen des Oberbruchs und des Spreewaldes, in den Hochmooren der deutschen Mittelgebirge und den Mooren der bayerisch-schwäbischen Hochebene.“ (Schmeil.) Schließlich kann man Sonnentau in jedem botanischen Garten sehen und von jeder besseren Gärtnerei beziehen. Der scharlachrote strianzelbide Blütenstand des zierlichen Pflänzchens

erreicht mit seinen empfindlichen weißen Blumensternchen eine Höhe von nur 10 bis 15 Zentimeter. Am Grunde breitet sich eine Rosette tellerförmiger Blättchen aus, die so groß sind wie Salzlöffelchen. Auf den Blättchen erheben sich wie Schnedenzüßhörner rote am Ende verdickte Wimpern, die aus ihren Drüsenköpfchen Schleimtröpfchen ausscheiden. Die Tröpfchen glänzen in der Sonne wie Tau, daher der sinnige Name. Die Reizbarkeit der Wimpern ist verblüffend. Darwin hat darüber eingehende Versuche angestellt und andere Forscher bestätigen die Ergebnisse. Er fand u. a., daß die Drüsen schon gereizt werden, wenn man ein Metallstäubchen von $\frac{1}{1000}$ Gran (ein Gran = 0,33 Milligramm) darauf legt. Das ist eine Empfindlichkeit, wie sie unsere Nerven nicht im entferntesten besitzen.

Nun beobachtet man folgenden merkwürdigen Vorgang: Sticksstofffreie Körper (Glas, Kohle, Wasser) vermögen kaum einen Insekt auszulösen. Läßt sich aber ein Insekt, von den silbernen Tautröpfchen angelockt, auf das Blatt nieder, so geraten die Wimpern in die größte Aufregung. Das Insekt, von dem klebrigen Sekret festgehalten, zappelt und sucht sich zu befreien, aber es geht ihm wie der Müde am Fliegenleim. Je mehr es seinen Leib dreht und wendet, je mehr es mit den Beinchen und Flügeln um sich schlägt, um so mehr besudelt es sich, um so fester gerät es in den Klebstoff. Nun kommt auch noch eine Reihe Wimpern nach der anderen, beugt sich über das Opfer, hält es fest und gießt neue Flüssigkeit über es. In kaum dreißig Minuten haben sich sämtliche 200 Tentakeln wie die Fangarme eines Polypen um das Opfer geschlungen, ohne auch nur eine Sekunde in der Richtung geschwankt zu haben. Die Tracheen (Luftröhren, Atmungsorgane) der Insekten werden verlobt, die Tiere also erstickt. Wehrt sich ein größeres Opfer besonders heftig, so krümmt sich das ganze Blatt wie eine Hand und umschließt fauststark das verwegene Geschöpf. Bisweilen teilen sich mehrere Blätter in die Arbeit. Das Sekret enthält neben einigen organischen Säuren wie Apfels-, Zitronen- und Ameisensäure ein peptinartiges Ferment und besitzt gleich unserem Magen saft die Fähigkeit, Fleischfaser, Blut, Eiweiß aufzulösen und zu verdauen. Je nach der Größe des Opfers dauert der Verdauungsprozeß ein, zwei, drei und mehr Tage. Dann weht der Wind die unbedaulichen Leichenteile weg. Nach ein- bis zweimal vierundzwanzig Stunden scheiden die Drüsen wieder Klebstoff aus und sind zu neuem Tierfang vorbereitet. Im Marburger botanischen Garten wurden auf einer kleinen Pflanze über 230 getötete und gefangene Insekten gezählt. Im Laufe des Sommers mag die Zahl der Opfer in die Tausende gehen.

Außer der rundblättrigen haben wir noch zwei Arten der Drosera mit länglichen Blättern. In Australien gibt es weit über fünfzig, in Nordamerika dreizehn und in Asien, Brasilien und Afrika je zwölf verschiedene Arten, die zum Teil sehr hübsch und merkwürdig sind.

Die schon am längsten bekannte Karnibore ist die Venusfliegenfalle (*Dionaea muscipula*). Sie war es, die der eingangs erwähnte Naturforscher Ellis so gründlich studiert hat. Außer ihr und den Gattungen *Phyllis*, *Horridula* und *Drosophyllum* gehört vor allem noch die *Aldrovanda* zu den fleischverdauenden Pflanzen, die beim Tierfange Bewegungen ausführen. Die Venusfliegenfalle ist am Rande der Torfmoore von Long-Island bis Florida im östlichen Nordamerika, also auf den moorigen Gebieten an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten, heimisch. Auch bei ihr umgeben die Blätter wie eine Rosette den Blütenstand. Mit der Unterseite liegen sie häufig auf dem Boden auf, so daß die umherkriechenden Insekten bequem auf das Blatt klettern können. Das einzelne Blatt teilt sich in zwei Hälften, die wie die Flügel eines Schmetterlings zusammenklappen können. Der Blatttrand läuft in zwölf bis zwanzig spitze Zähne aus, die beim Zusammenklappen der Blatthälften ineinandergreifen wie die Finger gefalteter Hände. Im Mittelfelde der Blatthälften sitzen je drei spitze Stacheln wie scharfe Dolche. Sie allein sind bei der Venusfliegenfalle reizbar. Werden sie von einem Tierchen berührt, so klappt sofort das Blatt zusammen und das Opfer sitzt in einem Kerker, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Man würde das Blatt zerreißen, wollte man es jetzt öffnen! Zahlreiche kleine Drüsen sondern sofort wieder Verdauungssaft ab: das Insekt wird wie beim Sonnentau aufgezehrt. Die Leistungen sind auch bei der Venusfliegenfalle erstaunlich. Ja, bisweilen „überfriszt“ sich die Pflanze und geht daran zugrunde!

Im Bau des Blattes ist der Venusfliegenfalle die *Aldrovanda vesiculosa*, eine Wasserpflanze, sehr ähnlich. Sie liebt den Aufenthalt in Gräben, Tümpeln und Teichen im südliden und mittleren Europa, wenn ihr Köhricht und Winsen Schutz gewähren. Das interessante Pflänzchen hat vor sechzig Jahren ein Apotheker in einem Teiche bei Bleß in Oberschlesien entdeckt. Die Blättchen schließen sich zu Blasen zusammen. Prof. Cohn hat in Breslau eingehende Untersuchungen mit der Pflanze angestellt und berichtet darüber in seinem Werke „Die Pflanze“, daß er am nächsten Morgen in jedem Bläschen ein, zwei oder mehrere kleine Wasserläuse eingeschlossen fand. Ich konnte sie, so schreibt er, noch tagelang in ihren festgeschlossenen Gefangnissen umherschweben sehen, die sie lebendig nicht mehr verlassen sollten; sie starben und wurden bis auf ihr Hautskelett verdaut.

Wieder mit anderen Fangapparaten ist die Schuppenwurz (*Lathraea squamaria*) ausgerüstet. Sie schmarrt auf Bappel- und Strauchwurzeln und ist jedem Forstmann verhaßt. Der dicke Stengel, der sich weit unter der Moosdecke des Waldes

hingieht, ist dicht besetzt mit fleischig-milchfarbenen Blättchen und Schuppen. In der mikroskopischen Kleinwelt, sagt Francé, ist da das kreuzförmige Labyrinth verwickelt, in dem der Minotaurus haust. Jedes der Schuppenblätter enthält mehrfach gewundene Höhlen, die nach außen mit einer kleinen Oeffnung münden. Die herrlichsten Schlupfwinkel für das Kleingetier des Humusbodens. Aber aus der Wand der Höhlen greifen winzige Aermchen heraus, gierige Fühler packen die schuschuchende Milbe. Wie die beweglichen Hörner eines Kraken saugen sie begierig die Lebensäfte und sind sie fertig, verschwinden sie ebenso geisterhaft, wie sie gekommen, in die Wand . . .

Ähnliche Vorgänge finden wir bei der Bartsia alpina, einer Alpenpflanze. Sie nimmt durch besondere Saugwurzeln Nahrung aus der Erde auf, schmachtet nebenbei mit ihren Saugwarzen auf den Wurzeln anderer Gewächse und fängt schließlich auch Tiere, um ihr Fleisch und Blut zu verdauen. Das ist mancherlei Kost! Für die Bartsia ist der Tierfang sehr wichtig. Sehr viele Karnivoren wurzeln auffallenberweise gerade da, wo die Stickstoffnahrung nicht ausreicht; in allen diesen Fällen dient die animalische Kost direkt einer besseren Ernährung und einem besseren Fortkommen der Pflanze. Daraus wieder erklärt sich die Mannigfaltigkeit der Fanggruben, Fallen und Leimpindeln, die außerordentliche Sorgfalt der ganzen Einrichtung, die schier zahllosen Arten von Vorrichtungen, die das Entrinnen der Opfer verhüten sollen, und die Raffinerieheit der Mittel, mit denen die Insekten von den Karnivoren angelockt, festgehalten und getötet werden. Zahlreiche Versuche haben ergeben, daß Karnivoren ohne Fleischnahrung dürrtiger und schlechter ernährt waren, weniger Blüten schafte trieben und weniger lebenskräftige Samen erzeugten als Pflanzen, denen man die animalische Kost nicht versagte.

Kleines feuilleton.

Ein Wiedersehen. Man konnte es merken, sie hatten sich lange nicht gesehen. Mehrere Monate mindestens. Bis der Zufall sie nun doch zusammenführte, in der Konditorei am Potsdamer Platz.

„Ach nein, wirklich, Frau Direktor!“

„Ach, 'nen Tag, Frau Helbrich!“

Und es ging ans Begrüßen. Die eine, didere, etwas herablassend, mit gravitätischer Würde, die andere ganz ausgehend in der Freude, die teure Bekannte gefunden zu haben.

„Und nun sagen Sie doch bloß, Frau Direktor, wo waren Sie denn?“ fragte die Glückliche, während sie an einem der Tischchen Platz nahmen. „Ich habe Ihnen da einen Brief nach dem anderen geschrieben, bis ich schließlich selbst mal hinausfuhr. Da sehe ich schon von weitem die Jalousien heruntergelassen. „Ja, die Herrschaften sind verreist,“ sagt der Portier. Na, und da mußte ich denn umkehren.“

„Sie Aermste!“ tröstet die andere. „Ja, wir sind diesmal wirklich Hals über Kopf abgereist. In Graubünden waren wir. Und dann in Lausanne. Lisbeth schwärmt ja so furchtbar für Winterport, und da hat sie mir keine Ruhe gelassen. Bis wir denn abgereist sind.“

„Jetzt sind Sie aber doch schon wieder mehrere Wochen in Berlin, nicht?“

Die Frau Direktor dachte einen Augenblick nach.

„Ja, fast einen Monat, glaube ich.“

„Ich weiß das nämlich durch Ihren Hauslehrer . . .“

„Der war also früher bei Ihnen?“

„Ja,“ nickte die andere, „denken Sie sich, anderthalb Jahre. Wenn nicht sogar darüber. Er ist nämlich ein hervorragender Lehrer und die Kinder haben riesige Fortschritte gemacht. Ich habe nur schweren Herzens einen anderen genommen.“

„Also ist er von selbst gegangen?“

„Gewiß. Es hat ihn nun mal zu Ihnen gezogen. Na, und halten konnte ich ihn doch nicht —“

„Ja,“ erinnerte die andere, „wir kamen damals gerade aus Lausanne. Und da brauchte ich für Lisbeth einen tüchtigen Lehrer. Denn sie hat schrecklich viel veräunt. Denken Sie nur, den ganzen Winter nichts getan! Nur Adeln und Schneeschuhlaufen und Bergsteigen. Und nirgends hat sie Ruhe, immer möchte sie unterwegs sein. Jetzt fahre ich nun schon fast drei Jahre mit ihr in der Welt umher und sie ist's noch immer nicht müde!“

„Das kostet Ihnen doch aber auf die Dauer auch eine Menge,“ fragte die andere, „nicht?“

Ihr Gegenüber zuckte geringschädig die Achseln.

„Das Geld spielt keine Rolle,“ sagte die Dame so laut, als solle man es im Nebenraume verstehen. „Nur man bekommt die Geschichte satt mit der Zeit. Denken Sie doch mal, ewig im Schlafwagen oder in der Schiffskabine hausen und heute in Florenz und morgen in Monaco und dann nach Wien zum Derby und dann Gott weiß wohin, — glauben Sie, daß man da schließlich nicht müde wird?“

„Ja,“ nickte die andere, „es mag nicht leicht sein auf die Dauer . . .“

„Oh, das können Sie glauben,“ senzte die Bedauernswerte. „Und dann die Hotels manchmal! Entsetzlich! Gar nicht zu beschreiben! Und das, wo Lisbeth in allem so sehr vertöhnt ist!“

Die Bekannte hörte stillschweigend zu und nickte nur hin und wieder zustimmend.

„Und man möchte es ja mit Vergnügen bezahlen! Wie oft sage ich nicht: Geld spielt keine Rolle! Der Preis ist Nebensache! Nur komfortabel muß es sein, vornehm! Aber den Leuten geht jedes feinere Verständnis ab!“

„Sie haben doch aber schließlich die Wahl,“ wandte die andere ein. „Und wo es Ihnen nicht gefällt, brauchen Sie doch nicht zu bleiben?“

Die Vielgereiste lächelte überlegen.

„Ja, das sagen Sie so. Kommen Sie aber mal hin nach irgend so einem Rest, wenn Sie vorher keine Zimmer bestellt haben und alles besetzt ist. Da werden Sie wohl oder übel vorlieb nehmen. Und dann nicht nur das. Aber die Menschen, die da manchmal so unter einem Dach zusammenkommen! Direkt unglücklich! Ich denke auch schon wieder mit Schreden an die Reise —“

„. . . Wollen Sie denn schon wieder verreisen?“

Die reiche Frau lächelte resigniert.

„Es geht doch nun mal nicht anders. Lisbeth sagt, sie kommt in Berlin um und sie kann's nicht mehr aushalten, und sie will eben nicht länger bleiben. Na, was soll ich denn mit ihr tun? Sie ist nun mal vertöhnt, das Kind. Aber ich kann sie doch nicht an Berlin anbinden!“

„Nun ja,“ pschietete ihr die jüngere bei, „das ist ja wohl wahr, aber dennoch — das Lernen?“

„Sie will jetzt nicht lernen.“

„Ja, was will sie denn?“

„Baden.“

Die Fragerin schien im Moment ganz verblüfft von der Einfachheit der Antwort.

„So,“ sagte sie dann nach einer Weile erfreut, „also haben will sie? Wo gehen Sie denn nur diesmal hin?“

Die Befragte zuckte die Achseln. „Das ist's ja eben, — ich weiß noch nicht. Es ist auch zu schwer, sich zu entschließen. An die Dillsee können wir nicht. Da sind nichts als Parvenus. Weibchen also nur Elyt und Korderney. Vielleicht auch noch Ostende . . .“

Die andere dachte einen Augenblick nach.

„Und den Hauslehrer nehmen Sie mit?“

Die reiche Frau blickte sie erstaunt an. „Aber wo denken Sie nur hin meine Leute? Das geht doch wirklich beim besten Willen nicht. Der Mensch kostet mich doch ohnehin schon genug. Sehen Sie nur mal: Freie Station und zu Tisch täglich Wein und noch fünfzig Mark bares Geld dazu, — kann es denn so ein Mensch überhaupt besser haben?“

Sie koflettierte geschickt mit der beringten Nechten und sah ihr Gegenüber fragend an.

„Ja, ja,“ nickte diese, „da haben Sie ja recht. Aber er war doch wohl eigentlich der Meinung, es sei eine dauernde Stellung?“

Die reiche Frau sah sie gelangweilt an.

„Das mag ja alles sein,“ sagte sie dann gleichgültig, „ist doch aber — wie Sie wohl selbst zugeben werden — nicht meine Schuld. Und was soll ich denn tun, wenn Lisbeth nun mal haben will? Da habe ich doch keinen Bedarf mehr für ihn. Und um ihn als bloßes Dekorationsstück umherzuführen in der Welt, dazu bin ich denn doch nicht reich genug. Rechnen Sie doch bloß mal nach —“

Sie begann geschäftig allerlei Rechenlosungen an den Fingern aufzuzählen. Dabei funkelten und bligten die großen Brillanten in der Sonne, daß es nur so eine Freude war.

Die andere war ganz kleinlaut geworden und schien ihren Entwurf von vorhin längst bereut zu haben. In die Sofaede gelehnt, hörte sie geduldig den langatmigen Ausführungen zu und nickte nur hin und wieder leise. Das gab der reichen Frau ihr Gleichgewicht wieder und um ihren Mund breitete sich ein zufriedenes Lächeln.

„Zahlen!“ rief sie dann plötzlich.

Der Ober stürzte dienstfertig herbei.

„Nacht —?“

„Einmal Kasse, eine Lorte? Sechzig.“

Von den anderen Tischchen sahen die Gäste neugierig hinüber. Die reiche Frau tat, als bemerke sie nichts. Sie griff nur in das goldene Täschchen und warf ihm nachlässig eine Mark hin. Dann rauschte sie würdevoll durch den Saal. Die andere neben ihr sonnte sich in ihrem Glanze.

„Nein, und überall die vielen Parvenus . . .“ hörte ich sie nur noch sagen.

Dann war sie verschwunden. —

W. P. Larsen.

Volkswirtschaft.

Der Kakao im Jahre 1906. Von der Herkunft des Kakaos, wie er auf den Weltmarkt gelangt, gibt eine statistische Rechenschaft, die in der Kolonialen Halbmonatsschrift in Paris veröffentlicht wird. In welcher Reihenfolge die tropischen Länder an der Lieferung von Kakao beteiligt sind, würde niemand zu erraten vermögen, der nicht schon genauere Kenntnis von diesem Bericht der tropischen Landwirtschaft besitzt. Außerdem hat sich gerade in den letzten Jahren eine beträchtliche Veränderung in der Liste der Kakaoländer vollzogen. Bisher hatte seit geraumer Zeit die südamerikanische Republik Ecuador den größten Teil des Kakaos geliefert, ist aber im Jahre 1906 von der kleinen portugiesischen Insel San Thomé an der Westküste Afrikas, die eine Flächenausdehnung von noch nicht 1000 Quadratkilometern besitzt, geschlagen worden. Während Ecuador im vorerwähnten Jahre 20 300

Konnen Kakaó ausgeführt hat, gab San Thomé 20 562 Tonnen ab, wobei für den Monat Dezember die Angaben noch gefehlt haben und insolgebeffen nicht mit eingerechnet sind. Wenig hinter diesen immerhin fast gleichen Zahlen ist die brasilianische Provinz Bahia zurückgeblieben mit 17 632 Tonnen, in welcher Zahl noch die beiden letzten Monate fehlen. An vierter Stelle folgt die Insel Trinidad mit 10 181 Tonnen. Dann folgen in weitem Abstand Ceylon mit 2364, Java mit 1426 und Surinam (Holländisch-Guyana) mit 1407 Tonnen. Hierbei sind allerdings die Ziffern von noch manchem Gebiet ausständig, so namentlich für Venezuela, Haiti und San Domingo und noch einige andere. Die Pflanzungen auf San Thomé hätten noch viel mehr Ertrag erzielt, wenn nicht die Rattenverwüstungen in den Kakaópflanzungen einen Schaden von wenigstens 8 Millionen Mark angerichtet hätten, obgleich die Regier schon seit geraumer Zeit jährlich 20 000 Ratten vernichten und dafür eine Belohnung von 8 Pf. pro Stück erhalten. Deutschland ist weitaus der größte Abnehmer für Kakaó und hat in den ersten zehn Monaten des vorigen Jahres fast 30 000 Tonnen verbraucht, über 10 000 Tonnen mehr als Frankreich.

Medizinisches.

Die Elektrizität bei Ohrenkrankheiten. In den letzten Jahren hat sich eine schwindelhafte Industrie damit befaßt, durch Anempfehlung völlig wertloser elektrischer Apparate zur Heilung der Schwerhörigkeit der leidenden Menschheit das Geld aus der Tasche zu ziehen. Nicht dringend genug kann vor diesen Schwindelmitteln, die mit riesiger Kellame dem Publikum angeboten werden und angeblich jeden Fall von Schwerhörigkeit und Ohrensausen heilen sollen, gewarnt werden. Diese Apparate sind das Audiophon Bernhard aus Paris, die elektrische Ohrbrille aus Dresden und die Gehörbatterie von „Professor“ Keith-Harvey, London. Demgegenüber ist es verdienstlich, daß jüngst Dr. Herschel in Halle in einem Vortrage auseinandersetzte, welche reellen Erfolge von der Elektrizität bei der Heilung von Ohrenkrankheiten erwartet werden dürfen. Demnach ist der Induktionsstrom am Platze bei gewissen Formen nervöser Schwerhörigkeit, bei Hysterie, bei Ohrengeräuschen und Ohrenschmerzen. Mehr Bedeutung kommt dem konstanten galvanischen Strom zu, da Fälle von neuralgischen Ohrenleiden, abnorme Trockenheit des äußeren Gehörganges, Trübungen des Trommelfelles und nervöses Ohrensausen durch ihn wesentlich gebessert werden. Die Erfolge sind um so besser, je frischer die Gehörstörungen in Behandlung kommen, allerdings wird in der Regel die elektrische Behandlung bei Ohrenkrankheiten erst dann versucht, wenn alle anderen Heilmethoden nichts genützt haben. Um Fälle von Gehörstörungen möglichst früh der Behandlung zuzuführen, rät Dr. Herschel dem Hausarzt, in solchen Fällen, wo erbliches Auftreten von Ohrenleiden bekannt ist, das Gehörvermögen der einzelnen Familienmitglieder ständig zu kontrollieren.

kfg. Wie entsteht Lungentuberkulose? Im allgemeinen hat man in wissenschaftlichen und anderen Kreisen die Ansicht, daß Lungentuberkulose hauptsächlich auch durch Einatmung des Tuberkelbazillus entsteht. In letzterer Zeit sind hiergegen aber doch Bedenken allerlei Art aufgetaucht, deren Hauptvertreter Professor Aufrecht in Magdeburg gewesen ist. In der „Berliner klinischen Wochenschrift“ begründet er seinen Standpunkt und weist in der Tat überzeugend nach, daß die bisherige Ansicht von der Uebertragung der Tuberkulose durch Einatmung des Erregers eine falsche ist. Er hat vielmehr gefunden, daß auch bei dieser Erkrankung die Mandeln als Eingangspforte für den Tuberkelbazillus ebenso in Frage kommen, wie für viele andere Infektionskrankheiten, daß also der einzig gesicherte Weg für den Tuberkelbazillus von der Außenwelt bis zu den Lungen von den Halsorganen ausgeht. Von den Drüsen aber kann der Tuberkelbazillus nur in die Lungengefäße gelangen und an ihrer Endausbreitung sein zerstörendes Werk vollbringen. Dieser Weg führt also zu den Stellen, von denen nach Aufrechts anatomischen Untersuchungen der käsige Lungentuberkel ausgeht. Die Einatmungstheorie der Lungentuberkulose, bezw. Lungenphthise ist darnach nicht mehr haltbar.

Humoristisches.

— An den Dieb.
 Und du schlüpfst auf leisen Sohlen,
 Und kein Aug' hat dich erblickt,
 Und du hast das Bild gestohlen —
 Und es dann zurückgeschickt.
 Bist ein Spitzbub, doch nicht künstlich;
 Hatte mit dem Wandbild Wech;
 Weichte, was Du nun sollst künstlich?
 Nimm ein Rummor-Standbild wech!
 Gib's dann Klappern und Geheule?
 Oder hält man's für ein Glück?
 Bitte stiehl die Roland-Säule,
 Aber schid' sie nicht zurück.
 (Gottlieb im „Tag“.)

— Eine Sängerin von heute. Dame (die sich als Sängerin ausbilden will): „Jetzt mache ich ein paar Monate als

Variétésängerin mit . . . und was mir das trägt, dafür nehme ich dann Gesangsunterricht!“

— Sachkundig. Richter: „Wie kamen Sie dazu, in dem Antiquitätenladen gerade den Bronzeleuchter zu stehlen?“ — Angeklagter: „Was hätten Sie denn genommen, Herr Gerichtshof?“

— Furcht vor Gefühlen. Rat (zum jungen Referendar): „. . . Ausrufungszeichen sind bei der Behörde nicht angebracht; das sieht so aus, als ob wir nicht Herr uns'rer Gefühle wären!“

— Auch eine Kunstpflege. Gemeindefreiber: „Vom Bezirksamt ist wieder einmal ein Fragebogen zum Ausfüllen gekommen. Da heißt's auch drin, was im vorigen Jahr zur Unterstützung der Kunst geschehen ist.“ — Bürgermeister: „Na, da schreiben S' halt 'nein, daß über vierz'g Wagenladungen Kunstbinger bezogen wor'n san!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Gorki über Garibaldi. In einer von den Studenten der Universität Rom herausgegebenen Garibaldi-Festschrift erzählt Maxim Gorki, wie er zum erstenmal von Garibaldi sprechen hörte. „Ich vernahm diesen großen und leuchtenden Namen zum erstenmal, als ich dreizehn Jahre alt war. Ich war damals Rückenjunge auf einem Passagierdampfer und mußte ganze Tage lang, halb betäubt von dem Lärm der Maschinen und halb erstickt von Fettdünsten, aufwaschen. Als ich einmal eine freie Stunde hatte, ging ich auf das Hinterdeck; dort waren die Passagiere dritter Klasse, Bauern und Arbeiter, versammelt. Stehend und sitzend, eine dichte Gruppe bildend, hörten sie eine stille und rührende Erzählung eines Mitreisenden an. Auch ich hörte zu. Sie nennen ihn Guisepipi, wie man bei uns Ostjüt heißt, und mit dem Beinamen „Garibaldi“, und er ist ein einfacher Fischer. Ein großherziger Mann, sieht er das traurige Leben des Volkes, das von den Feinden bedrückt ist, und er erläßt eine Bekanntmachung in seinem Lande: „Brüder, die Freiheit soll uns höher stehen als das Leben! Stehet auf zum Kampfe gegen die Feinde, und wir wollen bis zum Siege kämpfen!“ Sie hörten auf ihn, weil sie sahen, daß er dreimal lieber sterben als nachgeben würde. Und sie folgten ihm und haben gestegt. . . .“ Es war Abend und in der Wolga ging die Sonne unter; die rosigten Wellen schienen einander zu küssen und im Kusse zu zerfließen und eine Stimme sagte leise: „Wenn doch auch bei uns einer eine solche Bekanntmachung erlasse!“ Da rief man mich, und ich mußte gehen; in der Seele aber blieb mir leuchtend und groß das Bild des Freiheitshelden. . . . Dann las ich viel über Garibaldi, diesen Titan Italiens; aber die kleine Erzählung eines unbekanntem Bauern figt tiefer in meinem Herzen als alle Bücher.“

Bücher-Einlauf.

- Literatur, Essays, Biographien.
 — Emma Adler: Jane Welsh Carlyle. (Akademischer Verlag, Wien-Leipzig.)
 — Peter Albor: Das neue Shakespeare-Evangelium. 2. Auflage. (A. Sponholz, Hannover. 2 M., geb. 3 M.)
 — G. Holz: Der Sagenkreis der Ribelungen. Wissenschaft und Bildung, Bd. 6. (Quelle u. Meyer, Leipzig. 1 M., geb. 1,25 M.)
 — Karl von Lebehov: Louise Michel. Die Frau, Band XIV. (Friedrich Rothbarth, Leipzig. 1,50 M., geb. 2,50 M.)
 — Dimitri Merezkowski: Der Anmarsch des Böbels (N. Piper u. Co., München und Leipzig.)
 — Max Messer: Max Stirner. (Marquardt u. Co., Berlin. 1,50 M., geb. 3 M.)
 — Penthesilea, ein Frauenbrevier für männerfeindliche Stunden. (Fr. Rothbarth, Leipzig. Illustriert. Kart. 3 M., geb. 4,50 M.)
 — J. J. Rousseau: Bekenntnisse. Von diesem Standardwerke des 18. Jahrhunderts, das in der europäischen Literatur Epoche gemacht hat und immer noch das stärkste Selbstbekenntnisbuch ist, hat Ernst Hardt eine unverkürzte Uebersetzung veranstaltet. (Wiegandt u. Grieben, Berlin. Geb. 10 M.)
 — Otto Wittner: Moritz Hartmanns Leben und Werke, ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. II. Band: Exil und Heimkehr. (J. G. Calve, Prag. 8 M.)
 — G. v. Wolzogen: E. E. A. Hoffmann und Rich. Wagner. (Deutsche Bucherei, Berlin. 30 Pf.)
 — G. v. Wolzogen: Ferdinand Raimund. (Deutsche Bucherei, Berlin. 30 Pf.)